

Stubenrein

Autor(en): **Wermut, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 49

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-619382>

Nutzungsbedingungen

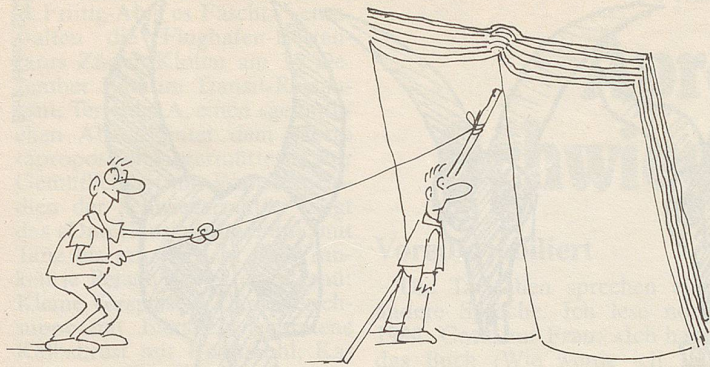
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



GUD

Stubenrein

Immer und immer wieder tauchen in angeregter Gesellschaft Schüttelreime auf wie dieser: «Noch ist das Kind kaum stubenrein, / und spielt schon Bach und Rubinstein.» So und in Varianten. Der Meisterschüttler Wendelin Überzwerch meinte zu diesen Rubin-

stein-Schüttlereien schon vor vielen Jahren: «Man sieht, hier wurde nur zum Schein gerüttelt: / Rein ist's gedacht, doch ist's nicht rein geschüttelt.» Und einer seufzte über den Komponisten der «Melodie in F»: «Ach, hiess' der Kerl doch Rubenstein, / dann wär'n die Reime stubenrein!»
W. Wermut

Hannes Flückiger-Mick mutmasst:

Vielleicht ...

Vielleicht sagt ein Esel zu einem Artgenossen, der eine Dummheit gemacht hat: «Was bist du doch für ein Mensch!»



Vielleicht frisst der Teufel gar keine Fliegen, weil er nie in der Not ist.



Vielleicht ist der letzte Augenblick in eines Menschen Leben der erste Augenblick, in dem er weiss, was Leben heisst.



Vielleicht brauchten wir gar keine Ordnung, wenn wir mehr Verstand hätten.



Vielleicht möchte mancher Alptraum gerne ein Liebestraum sein.



Vielleicht ist die Teilnahme am Rheinfall für viele Wassertropfen das einmalige Erlebnis, auf das sie viele Kreisläufe lang gewartet haben.



Vielleicht erinnert die Erde sich noch an ihre Entstehung.



Vielleicht ist Undank der Selbstschutz vieler Gepeinigten.

LESEPROBE

Vom neuen Buch des Schriftstellers René Regenass, der Nebel-spalter-Lesern gut bekannt ist, erwartet der Verlag, dass es «viel Ärger machen» werde. Grund für diese Vermutung ist das Thema des Buches sowie die Art und Weise, in der sich Regenass dieser Sache annimmt. Die Sache: unser Kunst- und Kulturbetrieb. Mit viel Ironie und Scharfzüngigkeit nehmen die Hauptakteure in Regenass' Buch die Kunstkritiker und ihre oft anmassenden Urteile ins Visier. Mäzenatentum wird erkennbar als Versuch, weltliche Unsterblichkeit zu erlangen, die Vernissage als das, was sie meist ist: ein grosses Schickeria-Bla-bla. Das ganze Geschehen spielt sich anscheinend in einer ganz bestimmten Stadt ab. Ein Schlüsselroman? Wer weiss ...



René Regenass, geboren 1935 in Basel, studierte hier auch Germanistik und Geschichte. Er hatte in der Folge – nach einer Veloodyssee durch Europa – verschiedene Berufe: Securitaswächter, Gärtner, Kaufmann, Redaktor ... Regenass ist heute freier Schriftsteller und Publizist. Er erhielt für sein bisheriges Schaffen bereits verschiedene Literatur- und Förderungspreise.

MANZ

Ihn bestürzte und verängstigte der grossgemalte, leuchtende Mund einer Frau unmittelbar ihm gegenüber, das Papageienrot tat ihm in der weisslichen Neonbeleuchtung weh, schmerzte und betäubte ihn. Einmal sah er sich von diesem Mund verschlungen, ein andermal frass er sich durch sein Hirn, höhlte es aus, dass Manz nur noch leer vor sich hinstarren konnte. Es war ein Mund, wie er ihn von den Porträts der Honoratioren her kannte, der Bürgermeister und sonstigen Würdenträger der Stadt, deren Gattinnen für sich ebenfalls das Recht beanspruchten, der Nachwelt überliefert zu werden. Doch die Künstler, verschwenderisch in der Ausstattung dieser Frauen, unbestechlich aber in den Einzelheiten, legten bloss, was hinter dem unnahbaren Hochmut verborgen lag: eine Hoffnung, die nie aufblühen durfte und konnte, weil sie zu früh der aristokratischen Zucht der Entsagung unterworfen wurde; nach Lebenslust gierende Lippen, die zu zwei scharfen Klingen gedemütigt worden waren. Trotz der Härte erinnerte Manz dieser Mund, der beharrlich vor ihm brannte, an eine ferne Jugend, wo vielleicht eine Erfüllung der Sehnsüchte noch möglich gewesen wäre.

Manz hörte seine Stimme weit entfernt, sie schwirrte im Saal umher, stiess zurück von den Wänden und schlug ihm als schwaches Echo in die Ohren. Abrupt beendete er die Führung, ihn drängte hinaus an die frische Luft; es kam ihm erstmals so richtig zum Bewusstsein, womit er sich mit der Annahme dieser Stelle eingelassen hatte. Der Direktor hatte ihn verlockt mit der Freiheit, die ihm gewährt würde, es zeigte sich aber schnell, dass man von ihm nichts als schmierige Unterwerfung erwartete. Hier an diesen Führungen kondensierte sich, was die Stadt mit ihrer provinziellen Überheblichkeit ausmachte: Die masslose Überschätzung der Vergangenheit und der Dünkel einer elitären Verblendung.

aus: René Regenass: «Vernissage», 280 Seiten, SV international, Zürich, 1984